

Aus den Quellen quillt nichts

»New Materialism«, Geschichtsschreibung und ein museales Beispiel

Agnieszka Pufelska

1. Kleine Quellenkunde

Es ist nicht zu übersehen und nicht zu bestreiten, dass die meisten Historiker*innen nach wie vor in der altbewährten Tradition des historischen Positivismus wurzeln. Kultur, Repräsentationen, Literatur usw. sind für sie immer nur solange von Interesse, wie sie sich in greifbaren Gegenständen veräußern haben. Im Mittelpunkt ihrer Geschichtsschreibung stehen häufig konkrete materialisierte Objekte wie Briefe, Handschriften, Kataloge, Preislisten, Bilder und ihre Reproduktionen, Bauten oder museale Sammlungen. Die Untersuchung dieser Objekte in ihrer Materialität läuft dabei auf einen Aneignungsprozess hinaus, in dem das Subjekt den Objekten Sinn gibt und sie sich damit aneignet als historische Quelle.

Bereits Ranke postulierte Einheit von Objekt und erkennendem Subjekt: »In der Erkenntnis werden die Dinge eins mit uns: in der Liebe wir mit den Dingen.«¹ Ganz naiv gesteht er aber auch die Subjektivität einer solchen Erkenntnis ein »Wir erkennen aber auch und lieben in den Dingen nichts, als was unser ist oder uns selbst in den Dingen. Wovon nicht schon etwas in uns ist, was nicht, möchte ich sagen, wir selbst in fremder, äußerer Erscheinung ist, das ist für uns gar nicht.«² Der liebend Erkennende geht mystisch in die Quellen ein und sie in ihn. Ranke beschwört diese Vereinigung im Gestus des »Faust«: »O! kommt zu mir! Sprecht mit mir! Ich bin ja willig und still! Ich möchte ja gern wissen, was ihr wollt, und hören, was ihr sagt, und möchte auch mit einstimmen in den allgewaltigen Chor: ich weiß doch sonst gar nicht, was ich hier soll.«³

Dass solche Subjektivität doch nur die allgemein anerkannten Kulturwerte reproduzierte, liegt auf der Hand. Die Politisierung der Geschichtswissenschaft ist von Max Weber methodisch gültig formuliert worden. In der von Heinrich Rickert

1 Leopold von Ranke: Tagebücher, hg. von Walther Peter Fuchs. München u.a. 1964, S. 138.

2 Ebd.

3 Ebd., S. 140.

entlehnten Theorie der »Wertbeziehung« hat Weber im »Objektivitätsaufsatz« die Weichen gestellt und die Geschichtswissenschaft auf ihre erkenntnisleitenden Prämissen hingewiesen: »Was Gegenstand der Untersuchung wird, und wie weit diese Untersuchung sich in die Unendlichkeit der Kausalzusammenhänge erstreckt, das bestimmen die den Forscher und seine Zeit beherrschenden Wertideen.«⁴

Historische Forschung ist somit von kulturpolitisch artikulierten Wertideen durchtränkt, in ihrer Pluralität tragen sie ihre Kämpfe aus. Deshalb sind die historischen (materiellen) Quellen diesen Kämpfen widerstandslos ausgesetzt, denn sie sind nicht nur in eigene Geschichten, sondern darüber hinaus noch in allgemeine Geschichte verstrickt. Der Gemeinplatz, dass man aus »Quellen schöpfen« könne, setzt allerdings voraus, dass aus den Quellen etwas quillt. Aus den Quellen quillt aber gar nichts, sie sind und bleiben tote Materialien. Diese sagen nichts per se aus, sondern gewinnen erst dann an historischer Aussagekraft, wenn sich die Historiker*innen ihnen mit einer (wertbezogenen) Fragestellung zuwendet und sie durch diese Zuwendung zur Quelle für eine bestimmte Geschichte werden. »Geschichte war immer Gegenstand einer Konstruktion«, pointiert Heinz-Dieter Kittsteiner, »es kommt nur auf die Reichweite und Qualität der Fragestellung an, unter denen sie konstruiert wird.«⁵

Soll es also heißen, dass die materiellen Objekte in dem Moment, in dem sie durch die Frage zu historischen Quellen erhoben werden, ihre Eigenständigkeit bzw. »agentielle Kraft« (Karen Barad) verlieren? Nein. Das berühmt gewordene Kosellecksche Paradigma vom »Vetorecht der Quellen« ist genau jene Instanz, die auf diese Bemächtigung hinweist und die intendierte Handlung der HistorikerInnen betont. Bereits bei Droysen ist das der erste Lehrsatz: »Unsere ganze Wissenschaft beruht darauf, dass wir aus solchen noch gegenwärtigen Materialien nicht die Vergangenheit herstellen, sondern unsere Vorstellungen von ihnen begründen, berechtigen, erweitern wollen.«⁶ Allerdings bleibt das Quellenmaterial für Droysen sowie in seiner Nachfolge auch für Ernst Bernheim keine fundamentale Kategorie, sondern es ist im Rahmen der »Heuristik«, der »Kunst des Suchens«, dem Grundbegriff des »historischen Materials« untergeordnet.⁷ Dieses wird unterteilt in Überreste, Denkmäler und Quellen (»Traditionen« bei Bernheim). »Überreste«

4 Max Weber: Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hg. von Johannes Winckelmann. Tübingen 1968, S. 184.

5 Heinz-Dieter Kittsteiner: Die Krisis der Historiker-Zunft. In: Rainer Maria Kiesow/Dieter Simon (Hg.), Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft. Frankfurt a.M. u.a. 2000, S. 80.

6 Johann Gustav Droysen: Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte, hg. von Rodulf Hübner. Darmstadt 1960, S. 20.

7 Ebd., S. 47-85; Ernst Bernheim: Lehrbuch der Historischen Methode und Geschichtsphilosophie. Leipzig 1903, S. 227-232.

sind das ohne jede Absicht auf Erinnerung und Nachwelt übrig gebliebene, also unabsichtlich überlieferte Material. Darunter fallen genauso Akten, Berichte und Korrespondenzen wie Sprache, Zustände, Institutionen, Feste – bis hin zu Küchenabfall. »Denkmälern« hingegen wohnt die Absicht inne, künftigen Zeiten Zeugnis von bestimmten Vorgängen zu geben. Droysen und Bernheim denken an Inschriften, Monumenten, Urkunden. Die Denkmäler bilden schon den fließenden Übergang zu »Quellen« bzw. »Traditionen«. Dabei ist die »Quelle«/»Tradition« die engste Bestimmung; gemeint ist damit nur dasjenige Material, das die Erinnerung der Begebenheit erhalten will beispielweise als Tagebücher, Gemälde, Chroniken, Skulpturen, Erzählungen.⁸

Diese Einteilung ist sicherlich einseitig und nicht durchgehend überzeugend, aber die Grundsätze sind deutlich. Es geht um die Intentionalität der Materialien und deren Zeitbezogenheit. So gesehen, setzt die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Quellenmaterial mehrere Fragen voraus: Sind die Materialien absichtlich oder unabsichtlich auf uns gekommen? Waren sie als Zeugnisse für uns bestimmt (Denkmäler), befassten sie sich in ihrer Vergangenheit mit deren Vergangenheit (Quelle/Tradition) oder geben sie, ganz ohne jede Intention, Zeugnis von ihrer Vergangenheit (Überreste). Alleine die vorhandene oder fehlende Intentionalität des überlieferten Materials macht die Möglichkeit seines »Tätigwerdens« deutlich. Es wird nicht als eine passive amorphe Grundlage für eine geschichtswissenschaftliche Auseinandersetzung präsentiert, sondern als ein aktiver Akteur, der die Analyse wesentlich mitbeeinflusst. Gleichzeitig weist das Quellenmaterial durch die in ihm angelegten temporalen Prozesse eine dynamische Mannigfaltigkeit auf, die ihm auch einen eigensinnigen Charakter verleiht. An diesem Punkt können gewisse Überschneidungen mit dem neomaterialistischen Konzept der »Handlungsfähigkeit der Dinge« festgestellt werden.

2. Doch ein »turn«?

Die führenden Theoretiker*innen des »New Materialism« schreiben den Dingen eine eigenständige Kraft und Vitalität zu. Keineswegs vertreten sie dabei eine homogenen Denkrichtung; vielmehr handelt es sich hier um eine Sammelbewegung, die so unterschiedliche Theorien und Ansätze wie die Praxistheorie von Reckwitz, die Akteur-Netzwerk-Theorie von Latour oder die Intraaktionen-Theorie von Barad verknüpft.⁹ Gemeinsam gehen sie davon aus, dass Materie von ihren immanenten,

8 Ebd., S. 231; Droysen (Anm. 6), S. 47.

9 An dieser Stelle werden nur diese drei Theoretiker*innen und ihre grundlegenden Arbeiten genannt: Karen Barad: Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken. Berlin 2012; Andreas Reckwitz: The status of the »material« in theories of culture. From »social structure« to »artefacts«. In: Journal for the theory of social behaviour 32 (2002),

Für den Geschichtsphilosophen Heinz-Dieter Kittsteiner resultiert der Aufstieg der »turns« im historischen Methodenarsenal aus der Verdrängung der Philosophie aus der Geschichtswissenschaft.¹⁴ Die Frage, ob es ein autonom handelndes Subjekt gibt und ob die gesellschaftlichen und biologisch-physikalischen Prozesse sich von Menschen determinieren lassen, war und ist die Grundlage des geschichtsphilosophischen Ansatzes. Im Prozess ihrer »Professionalisierung« hat sich die Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert von ihrem geschichtsphilosophischen Hintergrund abgetrennt. Fragen nach der Struktur und den Verlaufsformen des Geschichtsprozesses als Ganzes wurden als unwissenschaftlich ausgeklammert. Diesen Vorgang der »Verwissenschaftlichung« hat Hayden White zutreffend beschrieben: »Die ›Theorie‹ auf der die ›Verwissenschaftlichung‹ beruhte, war nichts anderes als die Ideologie des mittleren Bereich im sozialen Spektrum, den einerseits die Konservativen, andererseits die Liberalen repräsentierten.«¹⁵ In der Folge hat sich die Geschichtsschreibung in der Letztverankerung ihrer Fragestellung dem »politischen Spektrum« ausgeliefert, bzw. den von Max Weber methodisch gültig formulierten und bereits erwähnten »Wertideen«.¹⁶

Da die Geschichtswissenschaft die geschichtsphilosophische Fragestellung zur Vordertür hinausgeworfen hat, kommen nun zur Hintertür Philosophien oder Theorien wie eben »New Materialism« herein, die die alten Fragen in neuem Gewand aufgreifen. Ob sie im Allgemeinen eine erkenntnistheoretische Bereicherung für die Geschichtsforschung darstellen, sei dahingestellt. Eins ist sicher: Die hinterlassene Leerstelle muss nicht unbedingt mit einem »turn« gefüllt werden. Die Auseinandersetzung mit der Nicht-Verfügbarkeit des historischen Prozesses kann nach wie vor an die Ansätze der Geschichtsphilosophie anknüpfen, wie Kittsteiner betont. Natürlich nicht an ihre alten Antworten. Es geht lediglich um die Rettung der Problemstellung, die diesen Antworten zugrunde lag und immer noch zugrunde liegt. Die Antworten sollen heute aber anders aussehen und von der Annahme ausgehen, dass die Geschichte dem Menschen nicht zur Verfügung steht. Dies bedeutet nichts anderes als eine Kritik des alten geschichtsphilosophischen Modells. Die Aufgabe der neuen Geschichtsphilosophie besteht vielmehr in der Darstellung »von einem machthabenden, nicht verfügbaren Ganzen, das nach wie vor über allen diesen Dierenzen lagert, und das einer neuen Erzählung bedarf.«¹⁷ Nicht mehr von einer vollkommenen, sondern nur noch von einer unvollkommenen Vermittlung des Ganzen kann eine »neue Erzählung« ausgehen.

14 Kittsteiner: Die Krisis, S. 77.

15 Hayden White: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Frankfurt a.M. 1991, S. 183.

16 Kittsteiner (Anm. 5), S. 77.

17 Heinz-Dieter Kittsteiner: *Geschichtsphilosophie nach der Geschichtsphilosophie. Plädoyer für eine geschichtsphilosophisch angeleitete Kulturgeschichte*. In: Ders.: *Out of Control. Über die Unverfügbarkeit des historischen Prozesses*. Berlin 2004, S. 44.

Historiker*innen können Diskussionen um »agency« nicht egal sein, betreffen sie doch den theoretischen Kern historischer Analyse. Dabei können sie – unabhängig von ihrer subdisziplinären Orientierung – von einer Rematerialisierung ihrer Perspektive sicherlich profitieren. Gleichzeitig können sie aber die Augen vor dem defizitären Erkenntnispotenzial des »New Materialism« Ansatzes nicht verschließen. Zum einen sind die beschworenen Ding-Handlungen keine konstanten Geschehnisse, sie sind selbst in die historischen Entstehungsbedingungen verstrickt, die von momentanen gesellschaftlichen Verhältnissen ebenso geprägt sind wie von gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen und Kämpfen. Sie sind, um es deutlich zu formulieren, Zeugen ihrer Zeit und die Anerkennung ihrer aktiven Zeugenschaft kann nur aus ihrer historischen, gesellschaftlichen oder ökonomischen Verortung resultieren. Die Macht der Dinge, die ein ahistorisches und präsoziales »Leben« postuliert und mit einer Ausblendung von gesellschaftlichen, institutionell sedimentierten oder historisch etablierten Macht- und Herrschaftsverhältnissen einhergeht, entlastet nicht nur die Geschichtsforschung von jeder »Auseinandersetzung mit der Komplexität und Widersprüchlichkeit gesellschaftlicher Erfahrungen und Problematiken«. ¹⁸ Historizität zu einer Nebensache zu erklären, hüllt die Dinge in einen trügerischen Schein.

Zum anderen kreierte die neo-materialistische »Sehnsucht nach Unmittelbarkeit« (Susanne Lettow) überhistorische Räume in einem ominösen Nirgendwo, die dem Begreifen, der Kritik und der Veränderung entzogen werden. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass eine Auseinandersetzung mit Strukturen, die anhaltender sind als die singulären Phänomene in dem Gedankengebäude des »New Materialism« keinen Platz finden. Daran schließt sich ein entscheidender Aspekt an: Das Bestreben der Geschichtswissenschaft, über unmittelbar sichtbare Phänomene hinaus gesellschaftliche Strukturen sicht- und änderbar zu machen und einzelne Handlungen nicht isoliert, sondern in ihrer historischen Kontextualität zu verstehen, ist kein Kernbestandteil der neo-materialistischen Positionen.

Diese Ahistorizität basiert noch auf einem anderen Problem. Die teilweise berechtigte Kritik des »New Materialism« an Anthropozentrismus bzw. an der Hierarchie zwischen Forschungssubjekt und Forschungsobjekt blendet fast komplett aus, dass häufig eine unmittelbare Konfrontation mit dem Forschungsobjekt gar nicht gegeben ist. Die »Intraaktion« findet durch materielle Vermittlung statt, die bereits präfiguriert wurde und als Träger von Bedeutungen auftritt. Gerade die Geschichtsforschung beschäftigt sich mit der Dingwelt, die eine Tradition aufweist oder die es gar nicht mehr gibt. Was passiert mit der »fruchtbaren Vitalität« alles Lebendigen im Sinne von Rosi Braidotti, wenn sie erst durch andere Materialitäten

18 Susanne Lettow: Sehnsucht nach Unmittelbarkeit: zur Konjunktur des politischen Vitalismus. In: *Femina Politica* - Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft, 23 (2) 2014, S. 97, <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ss0ar-449683> (aufgerufen am 15.11.2019)

(meist historische Quellen) erschlossen werden muss? Eine Bedienungsanleitung für ein Gerät, das nicht mehr existiert, eine Katalogeintragung zu einer Skulptur, die im Krieg verschollen ist oder Baupläne für eine Parkanlage, die bereits mehrmals umfunktioniert wurde, können dann nur »für sich« stehen und kein Zeugnis ablegen. Der neo-vitalistische und neo-materialistische Ansatz forciert einen unmittelbaren und daher privilegierten Zugriff auf das Reale und blendet alle anderen (historischen) Standpunkte und Perspektiven komplett aus.

Alleine an dieser Entmachtung der Quelle, bzw. ihrer inhaltlichen Reduktion muss deutlich werden, welche Gefahren der »New Materialism« für die Geschichtswissenschaft birgt. Das Verlangen, »der Materie an sich« Gehör zu verschaffen, kann und darf aus der historischen Forschungsperspektive daher nur teilweise gelingen. Um es nochmal zu betonen: Aus der Quelle quillt nichts. Ein theoretisches Gerüst, das den kritiklosen Anspruch erhebt, den untersuchten Dingen oder Objekten ihre Handlungsfähigkeit zurückzugeben, ist naiv, weil er die Situiertheit der Erkenntnissubjekte genauso verleugnet wie ihre privilegierten Standpunkte und Perspektiven. Wenn man diese Kontexte eliminiert, dann kann man die erforschten Objekte beliebig instrumentalisieren. Das Wissen der Historiker*innen ist aber ein Wissen um Kontexte. Wird dieses Wissen grundsätzlich entwertet, »gewinnt man den legitimen Spielraum, die Unwissenheit als Bedingung der Möglichkeit für Interpretation – nicht für Erkenntnis! – aufzuwerten.«¹⁹

Das bedeutet jedoch nicht, dass der *material turn* keine Relevanz für Geschichtsforschung behält. Zweifellos hilft ein methodologischer »turn to things«, das komplex verwobene Wechselwirkverhältnis zwischen Mensch und Umwelt, Organismus und Material, Subjekt und Objekt besser verstehen und erklären zu können. Die Betonung der spezifischen Ereignishaftigkeit und Potenzialität der Materie öffnet neue erkenntnistheoretische Position bei der Arbeit am und mit dem historischen Material. Vor dem Hintergrund der aktuellen Debatte um den »New Materialism« erweisen sich für die Geschichtswissenschaft jene Positionen als besonders fruchtbar, die einen implizit praxeologischen Ansatz verfolgen. Sie thematisieren, so Susanne Lettow, »die materiell-naturhaften Beziehungsgeflechte, in denen Menschen, nicht-menschliche Lebewesen und andere Formen von Materie zusammenwirken, ohne dass dabei menschliche Praxis in einem vorgängigen Lebensprozess verschwindet und ›posthumanistisch‹ aufgelöst wird.«²⁰

19 Egon Flaig: Kinderkrankheiten der neuen Kulturgeschichte. In: Rainer Maria Kiesow/Dieter Simon (Hg.): Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft, S. 26-47, hier S. 43.

20 Lettow (Anm. 18), S. 102. In diesem Zusammenhang erwähnt Susanne Lettow den Ansatz von Stacy Alaimo. Vgl. Stacy Alaimo: *Bodily Natures. Science, Environment, and the Material Self*. Bloomington 2010.

3. Mit dem *material turn* ins Heimatmuseum

Es finden sich im »New Materialism« also Elemente, die durchaus eine Bereicherung für die Geschichtsforschung darstellen. Allein durch die erwähnte praxeologische Ausrichtung wird der soziale Umgang mit Materialität zu einem offenen Prozess erklärt und damit auch ein innovativer Ansatz geboten, der das Neue, das Aufkommende thematisiert und eine Abschließung der politischen, historischen oder kulturellen Agenda verhindert. Selbst in der jüngeren Vergangenheit gibt es eine ganze Reihe von Beispielen dafür, wie zuvor als eher unpolitisch angesehene Themen wie z.B. im Zusammenhang mit der Provenienzforschung museale Sammlungen auf die politische Agenda gerückt sind. Das, was gestern noch als untätige und determinierte Materialität betrachtet wurde, kann morgen schon zu einem politischen Thema werden und neue Diskussionen auslösen. Die Sammlungsobjekte sind dann nicht mehr nur stumme und passive Artefakte, sondern Impulssetzer, Erreger, ja körperlos-materielle Ereignisse. Vor diesem Hintergrund wird ein Gemälde, eine Skulptur oder ein alter Zinkbecher tatsächlich zum Anlass, den Konstruktcharakter von Geschichte zu reflektieren.

Ein Museum ist vielleicht das beste Beispiel für eine mit Hilfe von Objekten konstruierte Geschichte, bzw. Geschichten. Im Fall von Heimatmuseum haben wir es mit einer Konstruktion eines lokalbezogenen, geographischen und kulturellen Raums zu tun. Die ersten Heimatmuseen sind in Deutschland im ausgehenden 19. Jahrhundert entstanden und dienten in erster Linie den Schulen. In der Zeit, als die Wissenschaft zum Volksgut erklärt wurde, sollte das Heimatmuseum die Rolle einer Volksbildungsanstalt übernehmen.²¹ In dem Gründungsbuch des Märkischen Museums in Berlin heißt es konkret:

»Sinn und Verständnis für die Errungenschaften der Neuzeit und die Liebe zur deutschen Heimat sollen geweckt und gepflegt werden zum Wohle der heranwachsenden Jugend, zum Nutzen der Gemeinde, zum Segen unseres lieben Vaterlandes.«²²

So gesehen könnte man die früheren Heimatmuseen (natürlich nicht alle und generalisierend) als missionarische Lern-Orte charakterisieren, die den darin versammelten Objekten ein konkretes und einseitiges Narrativ aufgezwungen haben. Dieses war von Patriotismus, Regionalismus und zweckorientierten Wissensver-

21 Ausführlich darüber in: Martin Roth: Heimatmuseum. Zur Geschichte einer deutschen Institution. Berlin 1990.

22 Zit. nach Dorothea Kolland: Neukölln und sein Museum. In: Oliver Bätz/Udo Gößwald (Hg.): Experiment Heimatmuseum. Zur Theorie und Praxis regionaler Museumsarbeit. Berlin 1988, S. 24.

mittlung bestimmt und verband Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft linear und monokausal.

Der Aktionsradius des musealen Objektes im Heimatmuseum (aber nicht nur) war durch die ihm auferlegte vorwiegend politische Botschaft eingeschränkt. Die Ideologisierung der Sammlung macht erneut deutlich, dass die Analyse der herrschenden Kontexte und die Frage nach den politisch-ökonomischen Bedingungen für materielle Wirkmächtigkeit entscheidend sind. Das »Sein der Dinge« kann nicht dogmatisch vorausgesetzt werden, weil damit den gesellschaftlichen Veränderungen und historischen Entwicklungen widersprochen wird. Die Überzeugung, dass die Objekte einfach »sind«, ignoriert in der musealen Praxis zudem, dass jedes ausgestellte Objekt von Menschen kontextualisiert worden ist und dass jede Ausstellung, in der »Dinge« kommunizieren, auf menschliche Initiative zurückgeht. Darüber, was präsentiert wurde und wird, entscheiden nicht die Ausstellungsobjekte selbst, sondern die Kurator*innen, Museumsleiter*innen oder (Kunst)Sammeler*innen. Ebenso wenig gehen Fachleute, Schüler*innen, Tourist*innen ins Heimatmuseum, weil das Eigenleben der versammelten Objekte es so bestimmt hätte, sondern weil Menschen Interesse, vorgegebene Lehrprogramme oder einfach Zeit haben. Ob ein heimatverbundenes Museumsobjekt breites Interesse weckt oder Reflexionsanlass für den Konstruktcharakter von Geschichte hat: Grundlage ist in beiden Fällen menschliche Initiative.²³

Besonders eindeutige Rezeptionsvorgaben und Sinnstrukturen transportierten die Sammlungen in den Heimatmuseen, die sich auf ethnisch und religiös heterogenem Gebieten befanden, wie z.B. der deutschen Ostprovinzen Schlesien, West- und Ostpreußen. Gerade, weil die deutschsprachige Bevölkerung dort keinesfalls die Mehrheit ausmachte, war es politisch wichtig, ihre nicht nur geographische Zugehörigkeit zu Deutschland zu betonen.²⁴ Aus diesem Grund dominierten in besagten Heimatmuseen drei Ausstellungsschwerpunkte: Ur- und Frühgeschichte der Region, heimische Natur und Volkskunst. Die entsprechenden Objektgruppen wurden zumeist als lokalspezifisch und einmalig inszeniert, obwohl ähnliche Exponaten in vielen anderen Museen vorhanden waren. Der epistemologische Stellenwert des Objektes selbst stand somit nicht im Vordergrund, viel wichtiger war sein Kontext. Die Partizipationsbedürfnisse, die speziell für Museumsgründungen der jüngsten Generation kennzeichnend sind und auf eigene Formen der Wissensproduktion als eines »Erinnerns als Sammeln« verweisen, wurden damals weitge-

23 Als Diskussionsbeitrag: Thomas Antonietti/Werner Bellwald (Hg.): Vom Ding zum Menschen. Theorie und Praxis volkskundlicher Museumsarbeit. Das Beispiel Wallis. Baden 2002; Jan Carstensen (Hg.): Die Dinge umgehen? Sammeln und Forschen in kulturgeschichtlichen Museen. Münster u.a. 2003.

24 Vgl. Beate Herget/Berit Pleitner (Hg.): Heimat im Museum. Museale Konzeptionen zu Heimat und Erinnerungskultur in Deutschland und Polen. München 2008.

hend ignoriert. Die Diversität der Museumsakteur*innen einschließlich der Besucher*innen mussten einer homogenen Identität weichen.²⁵

4. Die instabile Macht des Objekts

Wie die Instrumentalisierung oder teilweise sogar Entmachtung des musealen Objektes für geschichtspolitische Zwecke verlaufen konnte, wird im Folgenden anhand des Heimatmuseums in Allenstein, des späteren Regionalmuseums in Olsztyn, kurz skizziert. Seine Gründung wurde von Geschichtslehrern und Hobbyhistorikern initiiert, die die Zugehörigkeit des katholisch geprägten Ermlands und Allenstein, seiner größten Stadt, zu Ostpreußen und somit auch zum Deutschen Reich hervorheben wollten. Ihre privaten heimatkundlichen Sammlungen sollten dadurch in einen institutionalisierten Rahmen eingeordnet und der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Und da diese Öffentlichkeit vor Ort mehrheitlich aus der polnisch sprechenden und katholischen Bevölkerung bestand, erschien den protestantischen, deutsch sprachigen Museumsgründern die Ausstellung identitätsstiftender heimatkundlicher Kulturgütern umso wichtiger.²⁶

Dabei hat sich diese Mehrheit keinesfalls als antideutsch oder nationalpolnisch gezeigt. Ganz im Gegenteil: Als 1920 infolge des Versailler Vertrags eine Volksabstimmung angeordnet wurde, die zu entscheiden hatte, ob der Süden Ostpreußens (Ermland und Masuren) beim Deutschen Reich verbleiben oder an den sich gerade neu konstituierten polnischen Staat fallen sollte, hatte sich die polnisch sprachige Bevölkerung eindeutig für Deutschland ausgesprochenen. Dieses Treuebekenntnis verdiente Anerkennung und musste museal verewigt werden. Aus diesem Grund wurde 1922 in Allenstein zunächst ein Abstimmungsmuseum gegründet, das seinen Sitz im örtlichen gotischen Schloss fand. Seine Existenz war jedoch nicht von langer Dauer, denn bereits 1927 wurde es auf Initiative der »Vereinigung für Heimatkunde« in ein Heimatmuseum umgewandelt.²⁷

Die museale Neugründung setzte sich zum Ziel, »die Provinz in weitgehendem Maße für die heimatkundlichen Bestrebungen zu interessieren« und »ein zusammenfassendes Bild über den ganzen Bezirk« zu geben²⁸. Dazu wurden vier Räume

25 Vgl. Oliver Bätz: Alltag im Blick – Heimat in Sicht? Alltag, Geschichtswissenschaft und Heimatmuseum. In: Ders./Udo Gößwald (Hg.) (Anm. 22), 42-49, hier S. 49; Anja Schöne: Alltagskultur im Museum zwischen Anspruch und Realität. München/Berlin 1998, S. 105-109.

26 Mehr dazu in: Hieronim Skurpski: Uwagi o byłych muzeach na obszarze województwa olsztyńskiego. In: Komunikaty Mazursko-Warmińskie 1 (1947), S. 1-10.

27 Ebd., S. 4.

28 Ein anonymen Artikel »Heimatskunde. Die Einrichtung des Heimatmuseums in Allenstein«. In: Unsere Heimat 17 (1927), S. 135.

im Allensteiner Schloss gemietet. Die thematische Gliederung in »Region« (masurische und ermländische Bauernstube), »Erster Weltkrieg in Ostpreußen«, »Volksabstimmung von 1920« sowie »prähistorische und naturkundliche Sammlung« lässt die an den Heimatpflegegedanken gekoppelte politische Botschaft deutlich erkennen. Leider ist nicht überliefert, mit welchen konkreten Objekten das Museum gefüllt wurde. Einige wenige überlieferte Fotografien zeigen volkstümliche Alltagsgegenstände, deren ethnografische Besonderheit wahrscheinlich nur von wenigen Besucher*innen erkannt wurde. Auf den ersten Blick unterschieden sich die präsentierten Truhen, Webteppiche oder buntbemalten Tonschüssel kaum von den Objekten in anderen Heimatmuseen. Das lakonische Informationsschild »Masurische Bauernstube« verschleierte eher die regionale Bedeutung und den funktionalen Eigenwert der einzelnen Gegenstände.²⁹ Von einer Handlungsmacht der Materie kann hier keine Rede sein. Die zur Schau gestellten Objekte wurden ihrer Eigenständigkeit bewusst beraubt, um ein realitätsfremdes Heimatidyll zu vermitteln. Mit bildungsbürgerlichem Eifer versuchten die Museumsgründer, eine Sicherheit bietende lokale Identität zu konstruieren, in der alle aktuellen ökonomischen und politischen Widersprüche und Defizite der Region aufgehoben wurden. Die ausgestellten Museumsobjekte wurden zu Trägern einer forcierten Heimatliebe erhoben. Sie dienten als Symbole einer harmonisch-homogenen Gemeinschaft, aus der alles »Fremde« ausgegrenzt werden musste.

Nach dem Zweiten Weltkrieg befand sich das im Schloss untergebrachte Museum in Polen. In der Potsdamer Konferenz (Sommer 1945) wurde die Westverschiebung der polnischen Grenzen von der Anti-Hitler-Koalition endgültig akzeptiert. Ehemalige deutsche Gebiete, darunter Teilen des ehemaligen Ostpreußens, wurden unter polnische Verwaltung gestellt, ostpolnische Gebiete fielen der Sowjetunion zu. Millionen von Deutschen und Polen mussten 1945 ihre Heimat verlassen und in den neuen Regionen Wurzel schlagen. Aus Allenstein ist Olsztyn geworden. Die Mehrheit der deutschen Einwohner*innen wurde vertrieben, umgesiedelt oder verließ freiwillig die sich neu definierende Stadt. In ihre Häuser, Wohnungen und Höfe zogen nicht nur polnische oder ukrainische Vertriebene, sondern auch viele Einwanderer*innen aus den kriegszerstörten Regionen Zentralpolens.³⁰

Olsztyn hatte den Krieg verhältnismäßig gut überstanden. Erst kurz vor der Kapitulation des Deutschen Reiches setzte die Rote Armee die Stadt in Brand, obwohl sich die Wehrmacht längst im Abmarsch befand. Im Gegensatz zu der Altstadt, die bis zu 50 % der alten Bausubstanz verlor, blieb das Schloss von dem Großbrand fast unversehrt. Es war von der neuen polnischen Verwaltung zu einem

29 Die Bilder sind zu sehen in Muzeum Warmii i Mazur w Olsztynie, keine Signaturangabe.

30 Zur Geschichte Olsztyns in der unmittelbaren Nachkriegszeit siehe: Izabela Lewandowska: Trudne dziedzictwo ziemi Warmia i Mazury 1945-1989. Olsztyn 2012, S. 19-86.

Depot für gerettete, gesicherte und geraubte Kunst- und Kulturgüter umfunktio- niert worden.³¹ Die meisten dieser Objekte stammten aus den umliegenden kleinen Heimatmuseen, den häufig stark beschädigten protestantischen Kirchen, den adli- gen Gutshöfen und Herrenhäusern des ostpreußischen Adels und anderen Depots, die von der zurückziehenden deutschen Armee eingerichtet und nicht rechtzeitig Richtung Westen verbracht wurden.³²

Nach dem Krieg fungierte das gesamte Schloss als Museum. Hieronim Skrupski, der als der neue Museumsleiter aus Warschau nach Olsztyn delegiert wurde, musste aber gleich nach seiner Ankunft ein großes Problem lösen. Das Schlossgebäude war im Krieg zwar kaum beschädigt worden, aus der ursprüng- lichen Sammlung ist jedoch kaum etwas übriggeblieben. In der unmittelbaren Nachkriegszeit ist dem Museum seine heimatkundliche Aus- und Einrichtung offensichtlich zum Verhängnis geworden. An dem Tongeschirr und Werkzeug aus Eisen, den Holztruhen- und schränken, den handgewebten Bettdecken und Teppichen waren die in der Stadt verbliebenen Menschen genauso interessiert wie die Rote Armee oder die neuen Zuwanderer*innen.³³ Um die zahlreichen Räume des Schlossmuseums mit ansprechenden Ausstellungsobjekten zu füllen, musste Skrupski auf das im Schloss untergebrachte Depot zurückgreifen. Mit anderen Worten: Die Sammlung des neuen Olsztyner Museums, das bereits im November 1945 seine Tore für Besucher*innen geöffnet hat, stammte in den ersten Monaten seiner Existenz ausschließlich aus deutschem Besitz.

Zumindest in der ersten Ausstellung von 1945, die den Titel »Europäische Ma- lerei« trug und die Gemälde aus den ostpreußischen Herrenhäusern und Kirchen präsentierte, haben die versammelten Museumsobjekte – im Sinne von »New Ma- terialism« – eine bestimmte Museumspolitik herausgefordert, die der propagan- distischen Ausrichtung weitgehend widersprach. Obwohl die ganze Ausstellung aus deutschem Besitz stammte, tauchte der Hinweis auf die Herkunft der Ex- ponate nicht auf. Präsentiert wurden lediglich Porträts von denjenigen ostpreu- ßischen Adelsgeschlechtern, die im Dienste der polnischen Könige standen oder mit Polen verwandt waren. Die Beschreibung der Gemälde und Skulpturen wur- de auf das dargestellte Motiv reduziert und der jeweiligen Malschule zugeordnet, z.B. »italienische Landschaft«, »flämische Schule« oder »französische Porträtmal- lerei«.³⁴ Im stark antideutsch eingestellten Polen der unmittelbaren Nachkriegs-

31 Ebd., S. 52f.

32 Vgl. Hieronim Skrupski: *Muzeum Mazurskie w Olsztynie w latach 1945-1958*. In: *Komunikaty Mazursko-Warmińskie* 1 (1970), S. 557-585.

33 Ausführlich darauf gehen die veröffentlichten Erinnerungen von Cecylia Vetulani ein, die zu- sammen mit Hieronim Skrupski das museale Leben in Olsztyn gleich nach dem Krieg auf- gebaut und organisiert hat. Cecylia Vetulani: *Pionierzy i zabytki*. Olsztyn 1972, S. 43-52. Vgl. auch Lewandowska (Anm. 29), S. 67.

34 Skrupski (Anm. 31), S. 561; Vetulani (Anm. 32), S. 122-124.

zeit war die Ausstellung, trotz aller Auslassungen, eine politisch gewagte Entscheidung. Auf die massive Kritik aus dem Warschauer Kulturministerium antworteten die Olsztynyer Kurator*innen reumütig, die Ausstellung vermittele keine konkreten Inhalte und ziele nur darauf ab, die hiesige Bevölkerung »ans Museum zu binden«.³⁵ Man sieht: Auch wenn die ehemals deutschen Kunstgegenstände zur inhaltlichen und interpretatorischen Einseitigkeit gezwungen wurden, hat ihre Materialität menschliches Handeln ausgelöst. Gleichwohl sollte die Ambivalenz der Ausstellung nicht überschätzt werden. Die von »New Materialism« forcierte Handlungsfähigkeit oder Wirkmächtigkeit der Objekte wurde eher eingeschränkt. Das Exponat durfte in der Ausstellungspraxis nur die von der Geschichtspolitik bestimmte Sprache sprechen. Damit war seine Vitalität oder Eigenlogik, die laut »New Materialism« unabhängig von menschlichem Willen und Handeln existiert, vielleicht gegeben aber nicht in ihrer vollen Dimension eindeutig erkennbar. Hinzu kommt, dass eine Eigenständigkeit der musealen Objekte wesentlich durch anfängliche Unsicherheit und Schwierigkeiten im Umgang mit den ehemals deutschen Sammlungen bedingt wurde. Solche »Machtverluste« in der Ausstellungspraxis hielten aber nicht lange an, denn bereits 1946 beschloss der »Museumsverband in Polen«:

»Auf den wiedergewonnenen Gebieten (propagandistisch-kommunistische Bezeichnung für die ehemals deutschen Territorien, A.P.) soll man keine ehemals deutschen Museen rekonstruieren, sondern neue gründen, die in ihrer Konzeption dem polnischen wissenschaftlichen, erzieherischen und nationalen Interesse dienen. Die alten deutschen Sammlungen sollen nur dann Verwendung bei der Gründung der neuen Museen finden, wenn sie den neuen polnischen Museums-konzeptionen entsprechen.«³⁶

Dieser Anordnung folgte auch das Olsztynyer Regionalmuseum. Die Wichtigkeit der deutschen Vergangenheit für den Sammlungs- und Bestandsbildungsprozess wird dort erst seit einigen wenigen Jahren eingeräumt. Die Versuche, der Ausstellung ihre kulturelle Heterogenität zurückzugeben, nehmen dabei mehr oder weniger gelungene Formen an. Das Problem ist, dass einerseits die Dominanz des polnischen Kontextes forciert und andererseits die deutsche Vergangenheit nicht verschwiegen werden soll. Die Suche nach einer ausbalancierten Darstellungspraxis hält an und bestätigt erneut, dass die kanonisierten Objektkomplexe und ihre

35 Sprawozdanie wydziału kultury i sztuki w Olsztynie za okres kwiecień-grudzień 1945. In: Archiwum Państwowe w Olsztynie, 390/217, K. 35.

36 Uchwały XVII Zjazdu Delegatów Związku Muzeów w Polsce powzięte w Nieborowie w dniu 20. Września 1946 r. In: Archiwum Akt Nowych, Zespół Centralny Zarząd Muzeów [CZM], Sygn. 5/48, K. 118. Siehe auch: Zbigniew Bocheński/Feliks Kopera: Protokół XVII. Zjazdu Delegatów Związku Muzeów w Polsce odbytego w Nieborowie 19-21 września 1946. In: Pamiętnik muzealny 8 (1947), S. 16-19.

jeweiligen Repräsentationsmuster keine Konstanten sind und zeitspezifische Inhalte transportieren. Museale Objekte aus dem ehemals deutschen Bestand in den polnischen Museen verkörpern dabei implizit ein dynamisches Verständnis von Regionalismen und tragen damit Kategorien heterogener Erfassung und Beschreibung in die Gegenwart. Vor diesem Hintergrund ist es wichtig, objektbezogene Deutungshoheit zu vermeiden.³⁷ Auch besitzergreifende, meist nationale Identifikationen mit Objekten seitens der Akteure sollen transparent gemacht werden, damit der Blick auf unterschiedliche Vermittlungs- und Repräsentationsbedürfnisse gelenkt wird. Die spezifischen Konstruktionen von Ethnizität und Region sollen dabei ebenso beleuchtet, wie nach möglichen »blinden Flecken« und Auslassungen gefragt werden.³⁸ Voraussetzung für eine solche differenzierte Objektanalyse bleibt aber immer der historische Kontext.

37 Siehe dazu: Sharon J Macdonald: Nationale, postnationale, transkulturelle Identitäten und das Museum. In: Rosemarie Beier (Hg.): *Geschichtskultur in der Zweiten Moderne*. Frankfurt a.M. 2000, S. 123-148.

38 Vgl. Udo Gößwald: Museum und kultureller Dialog. In: Ders./Rita Klages (Hg.): *Ein Haus in Europa. Stadtkultur im Museum*. Leverkusen 1996, S. 104-108; Konrad Köstlin: Das Heimatmuseum: Musealisierung des Lokalen. Lokale Erinnerungspolitik. In: Moritz Csáky/Peter Stachel (Hg.): *Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive*. Wien 2000, S. 89-97.